

REDEN UND REDEN LASSEN.

Ein Essay. Über Moral.

Ging es in der Demokratie nicht ursprünglich um Diskussion?

Da sitzen Anfang 2004 die beiden alten Männer Ratzinger und Habermas, intellektuelle Autoritäten der katholischen Kirche und der linken Gesellschaftstheorie, unter Ausschluss der Öffentlichkeit zusammen und reden aneinander vorbei¹. Sie sprechen über die großen Fragen, aber um deren Klärung geht es nicht, geredet wird hier wohl aus anderen Gründen. Der Sozialphilosoph, der die herrschaftsfreie Kommunikation forderte, deren Grundvoraussetzung u.a. die Verständlichkeit der Rede ist, dürfte für die wenigsten Menschen rezipierbar sein und der zukünftige Papst hat wenig hoffnungsfroh stimmendes zu erklären - seine im letzten Satz beschworene „neue Leuchtkraft“ der „von allen Menschen irgendwie gekannten oder geahnten wesentlichen Werte und Normen“ wirkt eher funzelig.

Über die „vopolitischen (bei Ratzinger auch „moralischen“) Grundlagen des demokratischen Rechtsstaates“ (Habermas) bzw. „freiheitlichen Staates“ (Ratzinger) soll gesprochen werden. Beide Männer thematisieren vor allem die Bedrohung dieser Grundlagen, das Ende der staatsbürgerlichen Solidarität in Folge einer „'entgleisenden' Säkularisierung der Gesellschaft“ (Habermas, 17). Habermas wälzt das Problem vor allem auf die Gesellschaftsbürger, während Ratzinger sich hütet, seine teilweise vom rechten Wege abgekommenen Schäfchen verantwortlich zu machen - er hat die Gefahrenquellen entdeckt in der Wissenschaft, die „wesentlich am Zerschneiden alter moralischer Gewissheiten beteiligt ist“ (41) und den „anonymen Mächte[n] des Terrors“ (46), der sich - besonders erschreckend - wenigstens teilweise sogar moralisch legitimiere.

Ich glaube, die Debatten müssen anders geführt werden, will man sich ernsthaft mit den Fragen auseinandersetzen, wie und welche (demokratischen, moralischen, solidarischen oder ganz anderen) Prinzipien heute von allen Menschen geteilt werden können.

¹ Nachzulesen in: Habermas/Ratzinger: Dialektik der Säkularisierung. Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn, 2005. (Hierauf beziehen sich alle Zitate, in Klammern jeweils die Seitenzahlen.)

Man kann nicht mehr über Gerechtigkeit und Moralfragen nachdenken, ohne sich mit der Macht der weltweit agierenden Wirtschaftsunternehmen auseinanderzusetzen. Die Prinzipien von Solidarität und gegenseitiger Hilfe sind für den, der auf Gemeinschaft angewiesen ist, relativ leicht nachvollziehbar. Wo das Geld - und damit die Unabhängigkeit - aufhört, beginnt die Solidarität. Gemeinsame Betroffenheit und Not einen, im Protest gegen einen gemeinsamen Gegner finden sich die empörten Bürger schnell zusammen - schwieriger wird die Stiftung eines Zusammengehörigkeitsgefühls dann, wenn es allen ganz gut geht. Ein echtes Problem stellt aber die Frage dar, wie die globalen Konzerne, deren Handeln das Leben der Menschen als Arbeitnehmer und Konsumenten unmittelbar betrifft, motiviert werden können, ihr Profitstreben auf Kosten von Mensch und Umwelt einzustellen.

Darum geht es nicht in den Texten von Habermas und Ratzinger. Politik hat aber heute mehr mit Wirtschaft zu tun als mit Kirche. Selbst wenn Religion in den Konflikten zwischen Staaten immer wieder eine Rolle spielt, geht es im Grunde um die Verteilung von Rohstoffen, von Wasser, Energie, Kapital - Macht.

Natürlich geht es immer um die Frage der Macht. Der Wirtschaftskonzern zielt „nur“ auf Macht, sein Wahrheitsbegriff ist äußerst flexibel. Der Anspruch, in Besitz der Wahrheit zu sein, wird traditionell von den Religionen vertreten, zumindest, was das Christentum, Judentum und den Islam angeht, soweit die unterschiedlichen Strömung innerhalb jeder Religion so verallgemeinerbar zusammen zu fassen sind. Der moderne demokratische Staat scheint dagegen noch unschlüssig zu sein, wie er sich öffentlich zur Frage des Wahrheitsanspruches positionieren soll.

Während Ratzinger sich mit der Frage auseinandersetzt, wie zu reagieren sei auf die Tatsache, dass „die beiden großen Kulturen des Westens, d[ie] Kultur des christlichen Glaubens wie [die]jenige der säkularen Rationalität“ (54) „nicht jeder Ratio einsichtig“ sind, frage ich mich, warum aber die Grundgedanken des Kapitalismus' weltweit scheinbar sehr schnell verstanden wurden.

Denn auch wenn es „die rationale oder die ethische oder die religiöse Weltformel, auf die alle sich einigen, und die dann das Ganze tragen könnte“ nicht gibt, wie Ratzinger (55) feststellt, scheint es doch etwas zu geben, das allen Menschen, ob Atheisten, Moslems oder Christen, gemeinsam ist: der Wunsch, ein angenehmes Leben zu führen. Ihn gab und gibt es überall und er verleitet immer wieder

Menschen dazu, religiöse oder moralische Gebote zu brechen. Ich glaube, dass alle Menschen, denen die religiöse Orientierung und kulturelle Prägung verloren gegangen ist (oder die deren Autorität nicht mehr als zwingend empfinden), grundsätzlich ähnlich funktionieren und demselben Konflikt ausgeliefert sind: dem Eigeninteresse zu folgen und soziale Isolation zu riskieren oder sich in die Gemeinschaft zu integrieren und die persönlichen Wünsche hinten an zu stellen.

In den westlichen Ländern bieten sich dem Einzelnen heute so viele Anreize für Dinge, die es zu erreichen gibt, und verschiedene, nur allein zu bewältigende Wege dorthin, dass die Gemeinschaft aus dem Blickfeld gerückt ist. Die in den Medien - den Sprachorganen der modernen Werte - angepriesenen Herausforderungen führen in Richtung Karriere, Entwicklung der individuellen Fähigkeiten, Verwirklichung der eigenen Visionen... So vieles lenkt junge, neugierige, einsatzbereite Menschen davon ab, Kinder zu bekommen, während in vielen wirtschaftlich wenig entwickelten Ländern oder sozial schwachen Familien das Kinderkriegen einen wesentlichen Bestandteil des Lebens ausmacht - da kann man einen größeren Familiensinn unterstellen, aber ich glaube, er ist die Folge und nicht die Ursache. Die liegt eher darin, dass Armut wenige Möglichkeiten zu individueller Lebensgestaltung bietet.

Mit welchem Argument könnte man finanziell unabhängige Menschen heute zur gegenseitigen Hilfe motivieren? Die Werte Treue, Dankbarkeit oder Zuverlässigkeit gelten in der modernen Gesellschaft kaum noch als aktuell, lieber vertraut man sich intuitiv oder findet sich spontan sympathisch - die Beziehungen sind kurzfristiger und zwangloser angelegt. Und wer nach ein paar Monaten die Stadt für den nächsten Job auch schon wieder verlässt, wird sich kaum im lokalen Bürgerverein engagieren.

Besonders deutlich wurden die Folgen des Trends zu einem selbst bestimmten, statt durch die Gemeinschaft geprägten Leben im heutigen Japan: Dort ist seit den 80er Jahren ein wachsender Teil der jungen Generation zwischen 20 und 30 Jahren nicht mehr im gleichen Maße wie ihre Eltern bereit, das gesamte Leben am Wohl einer Firma auszurichten und sich die damit verbundenen Beschränkungen aufzuerlegen, selbst wenn dafür im Gegenzug ein hohes Einkommen und ein sicherer Arbeitsplatz garantiert wären. Die so genannten *freetaa* (zusammengesetzt aus dem englischen Wort *free* und dem japanischen

Wort für Arbeiter: *arubaitaa*) legen Wert auf mehr Kreativität und Flexibilität am Arbeitsplatz, wollen vor allem ihr Leben genießen und sich selbst verwirklichen – Jobben (*arubaito*) ist nur Mittel zum Zweck. Ihr Wunsch nach Freiheit ist verständlich, gibt es doch in Japan die gesetzliche Pflicht zu arbeiten und *karoshi*, den Tod durch Überarbeitung.

Aber wie soll die Leistungsfähigkeit der japanischen Wirtschaft aufrechterhalten werden, die traditionell auf die absolute Loyalität gegenüber der Firma und die freiwillige Selbstaussbeutung ihrer Arbeiter setzt? Wer hier sofort den durch die egoistische Jugend verschuldeten Niedergang des Landes befürchtet, unterschätzt den im Menschen schlummernden Wunsch nach Sicherheit, der stärker wird, wenn die Abenteuerlust der ersten Lebensjahrzehnte nachzulassen beginnt. Aus Umfragen weiß man, dass sich die *freetaaa* mit spätestens 30 Jahren ein sicheres Einkommen wünschen und bereit sind, in die „Normalität“ der japanischen Gemeinschaft zurückzukehren.²

Der Mensch gehört zu den Herdentieren und er kann schon allein aus ganz pragmatischen Gründen kein vollkommener Einzelgänger sein. Innerhalb einer Gruppe müssen die Mitglieder miteinander kooperieren und wer beschließt, sich aus allen sozialen Gemeinschaften heraushalten zu wollen, weil er keine Kompromisse mag und nicht bereit ist, das eigene Interesse mit den Interessen der Anderen abzustimmen, wird lernen müssen, allein von den Früchten des Waldes zu leben. An dem Punkt, an dem es die gesamte Menschheit vor lauter individualistischem Eigensinn vorzieht, gemeinschaftlich ein Wurzel fressender Eremit zu werden, können wir endlich aufhören, uns wegen schwieriger Moralfragen den Kopf zu zerbrechen.

Da wirklicher Individualismus also nicht lebbar ist und selbst der Versuch der größtmöglichen Annäherung an dieses Ideal mehr Nachteile mit sich bringt, als ein Leben, das sich um den Ausgleich zwischen größtmöglicher persönlicher Freiheit und unbedingt nötiger materieller Sicherheit bemüht, müssen wir uns unbedingt Gedanken machen, in welchem System das möglich wäre. Die wichtigste Frage überhaupt scheint außerdem zu sein, welche *immateriellen* Gründe einen Menschen an ein Leben in der Gemeinschaft binden können.

Die Antwort kann nicht anders als subjektiv ausfallen.

² Vgl. Dr. Werner Kamppeter: Soziale Demokratie in Japan. Vorbild für Deutschland? - Referat Arbeit und Sozialordnung. Botschaft Tokio. 24.05.04.

Kein Text über die Grundlagen einer freiheitlichen Ordnung kann vollkommen ohne die Annahme letztendlich rational unbegründbarer Motive für solidarisches Verhalten jedes einzelnen Menschen auskommen. Diese Motive des jeweiligen Autors sind demnach nicht zwingend für jeden Menschen einsehbar. Umgekehrt kann aber folgerichtig gezeigt werden, dass auf die subjektiven, irrationalen Gründe nicht verzichtet werden kann, ohne die Existenz des Menschen zu leugnen oder in Folge zu beenden. Ein Gläubiger würde natürlich nicht von subjektiven Gründen, sondern der allgemeingültigen göttlichen Wahrheit sprechen.

Um diesen Unterschied soll es zuerst einmal nicht gehen. Stattdessen beginne ich an einem mehr oder weniger beliebig gewählten Punkt meine Schlussfolgerung noch einmal nachvollziehbar zu machen:

Die Demokratie ist die - von Ratzinger deutlich zurückhaltend formuliert - „fürs erste“ bestmögliche politische und gesellschaftliche Ordnung. Wenn man sich nun nach ihren „vopolitischen Grundlagen“ fragt, dann sind zwar die moralischen Werte ein ganz wichtiges Thema, aber in Europa wird selten thematisiert, dass Werte nicht zuerst bedroht sind, sondern auch ganz praktisch vermittelt werden müssen. So profan, sich mit den sozioökonomischen Bedingungen der Teilhabe am demokratischen Prozess zu beschäftigen, wurde auch Habermas in seinem Text nicht³.

Die Möglichkeit eines demokratischen Systems hängt eng mit der Lebenssituation der Menschen zusammen, die wiederum von der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes abhängt. Um an wirklich demokratischen Wahlen teilnehmen zu können, braucht es mehr als die Chance, auf einem Zettel mit verschiedenen Namen einen anzukreuzen und die Gewährleistung, dass der Kandidat mit den meisten Stimmen auch wirklich ins entsprechende Amt gehoben wird. Es müssen vor allem für alle Menschen die Voraussetzungen für eine selbst gebildete politische Meinung gegeben sein: grundlegende Bildung (wer nicht lesen und schreiben kann, kaum über historisches oder soziologisches Wissen verfügt, ist sehr leicht manipulierbar), Wissen über politische Systeme (es braucht eine Vorstellung von Demokratie, ihren Grundprinzipien, ihrer Struktur, anderen Formen der Machtausübung usw.), unabhängige Medien, die kritisch über die Vorgänge im

³ Was nicht heißen soll, dass er sich mit diesen Fragen nie auseinander gesetzt hätte.

eigenen Land und in der Welt berichten (was also Folge der Demokratie ist, ist zugleich ihre Voraussetzung), Zeit, sich mit diesen Dingen auseinanderzusetzen (wer jeden Tag von früh bis spät schwerste Arbeit leistet, wird kaum Energie für die Vertiefung in politische Diskurse oder auch nur die Wahlprogramme der Parteien aufbringen) und der Mensch muss sehen können, dass seine eigene Meinung von Anderen ernst genommen wird, dass ihm geantwortet wird.

Im alten Athen waren nur die männlichen Vollbürger zur Volksversammlung zugelassen und damit diejenigen, die einen bestimmten Bildungsweg durchlaufen hatten und entsprechend sozialisiert waren. Wie hätte es das demokratische Ordnungssystem verkraftet, wäre den Sklaven und Frauen an wenigstens einem Tag im Jahr das Recht zur freien Wortmeldung und Stimmabgabe erteilt worden? Es hat sich nichts daran geändert, dass das demokratische System (ich behaupte, dass es wenigstens an einigen Stellen vorhanden ist) für den EU-Bürger ganz gut funktioniert, so lange er gebildet genug ist, keine materielle Not leidet und Zeit hat, die politischen Diskurse, die Wertedebatten, die undemokratischen Missstände innerhalb des Systems mitzuverfolgen bzw. aktiv an ihnen teilzunehmen - Briefe an Zeitungen oder Politiker zu schreiben, in selbst betriebenen Internetforen zu diskutieren, an Protesten gegen Genmaisbau und unbeliebte Talkshowmoderatoren teilzunehmen oder einen Verein für allein erziehende Mütter zu gründen. Ob jemand die Motivation für ein solches Engagement aufbringt, hängt dabei nicht unwesentlich von den schon genannten Faktoren ab: Wohlstand sowie Bildung und Erziehung (ersteres ermöglicht letzteres und letzteres begünstigt ersteres).

Aber auch der Teilhabe des privilegierten Europäers sind Grenzen gesetzt: Die Verfassung der Europäischen Union wurde nicht nur am Willen der Bürger ihrer Mitgliedsstaaten vorbei konstituiert – wer die Charta des neuen Europa ablehnte, durfte seine Wahl solange wiederholen, bis er sich „richtig“ entschieden hatte, oder wurde erst gar nicht nach seiner Meinung gefragt. Denn, wie Ratzinger erkannt hat: „auch Mehrheiten können blind und ungerecht sein.“ (43) Auch innerhalb der Gemeinschaft der 15 Mitgliedsstaaten hatte nicht jedes Land Grund zur Freude, denn wer erst später dazu kam, wie die Länder Osteuropas, musste sich hinten anstellen, zuerst bedienten sich die Alteingesessenen Deutschland,

Frankreich, Großbritannien und Italien ordentlich aus dem Topf erweiterter Privilegien.

Habermas engagierte sich damals stark für die Akzeptanz dieser Europäischen Verfassung und verstärkte mit seiner im Vorfeld geheim gehaltenen Initiative zur Vereinigung der Intellektuellen der westeuropäischen Länder den Eindruck, die EU sei ein mit „gemeinsamen europäischen Werten“ nur schlecht maskiertes Elite-Projekt mit sehr speziellen Vorstellungen demokratischer Praxis. Welche Ziele nun Habermas persönlich auch immer verfolgte (eine böse Absicht möchte ich ihm nicht unterstellen): Im Grunde geht es auch beim Projekt des vereinten Europas um wirtschaftliche Interessen. Das Ziel jedes Mitgliedsstaates ist es entweder, seinen Absatzmarkt zu vergrößern oder auch endlich ein Stück vom großen Kapitalkuchen abzubekommen. Wo allerdings jeder nur darauf bedacht ist, mehr abzubekommen, muss es früher oder später zur Interessenkollision kommen.

Demokratie bringt Freiheit. Wichtig ist das vor allem für die Marktwirtschaft eines Landes - was die Bürger damit anfangen, ist zweitrangig, am besten ist natürlich, sie beginnen, die Freuden des Konsums zu genießen. Wohlstand fördert auch die Bildungschancen und hebt das kulturelle Niveau, sodass demokratisches Bewusstsein irgendwann auch ganz Europa erreichen kann – das Europäische Parlament in Brüssel als „ausführende Bürokratie mit dem Monopol der Gesetzesinitiative“⁴ macht ja so schön vor, wie eine richtige Demokratie auszusehen hat. Je weiter man sich mit dem Demokratiedefizit der EU beschäftigt, umso besser versteht man, wie rettend der Glaube sein kann oder die Fähigkeit zu Leichtgläubigkeit oder Ignoranz.

Es ist möglich, zu akzeptieren, dass es keine allgemeingültige, letzte Wahrheit gibt – umso irritierender ist es, wenn dennoch von den Stellen, die es selbst besser wissen, ein Glauben an die idealen Werte der Demokratie propagiert wird.

Auch die Wirtschaft hat längst die Wichtigkeit eines moralischen Images erkannt und profitiert von den ins Marketingkonzept integrierten Gesten der sozialen Verantwortung, die Vertrauen wecken und die Kundenbindung steigern. Wirtschaftsunternehmen nutzen zudem die Möglichkeit, unliebsame Journalisten,

⁴ Perry Anderson: EIN BILDNIS EUROPAS. S. 17. In: Lettre International, Winter 2007.

die ihre Nase zu tief in die Angelegenheiten des Konzerns stecken, etwas leiser werden zu lassen, während die politische Zensur hierzulande noch nicht ganz so wirkungsmächtig geworden ist. Sowohl die Wirtschaft als auch die Politik können aber darauf zählen, dass der Mensch, wenn er satt ist und sich genügend unterhalten fühlt, nicht allzu erpicht darauf ist, die Widersprüche hinter der Fassade des schönen Scheins zu suchen und bereitwillig jeder professionell vermittelten frohen Botschaft Glauben schenkt.

Der Mensch wünscht sich, dass das Gute existiert, dass selbstlose, alle Grenzen überschreitende Liebe existiert. In Liebesbeziehungen sucht der moderne Mensch nach einem solchen utopischen Zustand, den der französische Soziologe Luc Boltanski in der „Agape“ begründet sieht. Sie ist der „Zustand des Friedens, in dem man sich selbst hingibt, ohne damit auf Kontrolle, Auseinandersetzung, Macht oder gar Erwidern abzielen.“⁵ Hierin „hören die Menschen auf, nach Anerkennung zu streben und um diese zu kämpfen, sie hören auf, andere als ein Set aus austauschbaren Eigenschaften zu betrachten, mit denen sich handeln lässt [...]. [Die Agape] stellt eine Kategorie von Bindungen dar, die sich dem Utilitarismus entzieht und kompromisslos Beziehungen bestätigt, die nichts als sich selbst bestätigen.“⁶ In der Liebe kann wenigstens für einige Augenblicke das Nützlichkeitsdenken überwunden werden, das vom Leben in den industrialisierten, säkularisierten Gesellschaften gefordert wird. Nichts tut der moderne Mensch ohne guten Grund, wenn er sich nicht freiwillig dem irrationalen, zur Selbstzerstörung neigenden Solidaritätsprinzip des christlichen Ideals unterordnen will.

Die Wirtschaft weiß, welche treibende Kraft die Sehnsucht des Menschen nach immateriellen Werten darstellt – und wie Glück, Gesundheit, Attraktivität oder Seelen- und Weltfrieden in Warenform verkauft werden können. Sie weiß aber auch, dass wirklich glückliche und zufriedene Menschen schlechte Kunden wären. In einer Welt im Agape-Zustand wären die Hungrigen satt und die Armen reich und abgesehen davon gäbe es wirklich nicht viel zu essen, denn keiner würde ein Bedürfnis nach entlohnter Arbeit und Produktion verspüren – die friedliche Ruhe würde sich bald in Totenstille verwandeln.

⁵ Zitiert nach Eva Illouz: Der Konsum der Romantik. Suhrkamp, 2007. S. 269.

⁶ Eva Illouz: Der Konsum der Romantik. Suhrkamp, 2007. S. 269f.

Glücklicherweise sind wir weit vom Erreichen dieses extremen Friedenszustands entfernt – der moderne Mensch sucht die Erfüllung nicht in der Selbstauflösung durch handlungslose Zufriedenheit, sondern im sportlich aktiven Wettkampf-Prinzip, in dem man mit dem Erreichten niemals zufrieden sein darf.

Der Spitzensportler ist nüchtern betrachtet ein rätselhaftes Phänomen, philosophisch oder religiös betrachtet, neigt er zum Transzendentalen. Er hat den auf den ersten Blick härtesten Lebensweg gewählt, bei ihm geht es unmittelbar an die leibliche Substanz, während sein Ziel, der Sieg, vollkommen abstrakt ist – schneller zu sein, höher oder weiter zu springen, mehr Punkte zu sammeln... Geld und Popularität sind für ihn nur Nebenprodukte einer erfolgreichen Karriere, denn ginge es allein darum, könnte er auch gleich Popstar werden. Der Spitzensportler führt zwar ein völlig sich selbst gewidmetes Leben, aber nicht im Hinblick auf ein möglichst *angenehmes* Dasein (sein Ziel dürfte kaum das Ausruhen und Genießen nach Beendigung seiner aktiven Sportlerkarriere sein) und er setzt seine Energie und Willenskraft auch nicht zum Wohl der Gemeinschaft ein. Kann man das anders als *verrückt* bezeichnen?

Künstler können immerhin behaupten, dass ihre konkrete Arbeit zwar nicht nach gängigen Kategorien als *sinnlos* oder *sinnvoll* bewertet werden könne, aber dass sie aus den und den Gründen wichtig für die Gesellschaft seien. Von Sportlern wird oft gesagt, sie seien ein Vorbild für viele Menschen. Nun, sie verkörpern das kämpferisch-dynamische Ideal unserer Zeit, das ständige Vorwärtsstreben und Sich-Verbessern.

Erfolge müssen an sich steigenden Zahlenfolgen ablesbar sein, in Sekunden- oder Meterangaben, in DAX- oder IQ-Punkten, in Geburtenraten oder Jahresdurchschnittseinkommen pro Kopf, in Schulnoten oder Einschaltquoten... Aber natürlich ist es etwas peinlich zuzugeben, dass man völlig auf das Wachstum von Zahlen fixiert ist, jeder weiß ja, dass sich das Lebensglück eigentlich auch nicht mehr erhöhen kann, ob Einer nun eine oder zwei Milliarden Dollar erwirtschaftet hat.

Der säkularisierte Mensch ist über den Hang zum Fetischismus keineswegs erhaben. Der ist zwar in der momentan vorherrschenden Form äußerst ungünstig für die Konstituierung einer harmonischen Weltgemeinschaft, die verträglich mit den Ressourcen der Erde umgeht, kann aber wenigstens als gemeinsame Basis

eines interkulturellen Dialogs gesehen werden, da Fetische in allen religiösen und atheistischen Weltanschauungen zu finden sind.

Welche Art von Sinnstiftung hat sich die westliche, industrialisierte Welt erdacht? Porsche-Chef Wendelin Wiedeking stellt fest: „Ohne Gewinn geht es nicht, wer weiß das besser als ich. Aber ein möglichst hoher Gewinn kann doch nicht das einzige Ziel eines Unternehmens sein.“⁷ Er behauptet nicht, ihm wäre es nicht wichtig, ob er auch genügend Kapital ansammle, aber es gibt doch zu, dass das Sammeln allein auf Dauer unbefriedigend sei - wichtig ist das Am-Laufen-Halten des immerwährenden, Kapital verschlingenden Fortschritts. Das Ziel ist es nicht, das Hamsterrad des Lebens so schnell wie möglich in Richtung Nirvana zu verlassen, sondern das Ganze als ein auf Optimierung und Maximierung angelegtes Zirkeltraining zu sehen, das auch noch Freude bringt. Fortschritt an sich ist eine gute Sache, so muss man doch annehmen, und trägt zum Wohl der Menschheit bei. Jedes Unternehmen überlegt im Grunde nur, wie es möglichst viel Geld verdienen kann, um durch gezielte Investitionen dieses Kapitals möglichst vielen Menschen ein besseres Leben zu ermöglichen... *Besser* heißt: ein Leben mit mehr zur Verfügung stehendem Kapital, also mehr Freiheit und dadurch Entwicklungschancen durch größere Konsum-Möglichkeiten.

Die Wirtschaftsethik hat mit Carl Friedrich von Weizsäcker erkannt:

"In Wahrheit nützt mir nicht, was mir allein nützt, sondern was dem Mitmenschen, der Gemeinschaft, der Gesellschaft nützt."⁸ - Da ist es doch gut, dass sich alle darin einig sind, was als sinnvoll und nützlich anzusehen ist!

Mit Altruismus hat das gesellschaftliche Engagement jedenfalls nichts tun:

„Es muss sich lohnen.“⁹

„Corporate Social Responsibility bedeutet Geben und Nehmen.“¹⁰

Das schließt nicht aus, dass ein Konzern viel Geld in seine Imagepflege investiert, als großer Sponsor und Schützer von Mensch, Tier und Natur auftritt (und tatsächlich agiert), während Ausbeutung, Korruption und Manipulation ganz im Sinne des Geschäfts weiterlaufen. - „Denn schließlich ist es die vorrangige

⁷ Staufenberg Karrieremagazin, Sommersemester 2007, S. 9.

⁸ Internetseite des Deutschen Netzwerks Wirtschaftsethik.

⁹ Claudia Wippich: Nachhaltige Entwicklung – „nice to have“ oder überlebensnotwendig? Vortrag zur DNWE – Jahrestagung, April 2003

¹⁰ Staufenberg Karrieremagazin, Sommersemester 2007, S. 8.

Aufgabe von Wirtschaftsunternehmen, Geld zu verdienen. Und nicht die Welt zu retten.“¹¹

Außerdem ist „gutes Verhalten“ wirklich eine Frage des Standpunkts: Warum soll sich der Chef des weltweit agierenden Großkonzerns Nestlé (unmöglich, all die Verdienste dieses Schweizer Traditionsunternehmens aufzuzählen) wegen ein paar übergewichtigen Kindern in Europa, ausgebeuteten Fabrikarbeitern in Kolumbien oder vom Bankrott bedrohten mexikanischen Kleinbauern den Kopf zerbrechen, wo er doch wirklich viele treue Kunden hat, die mit dem Kauf seiner immer und überall in Hülle und Fülle zur Verfügung stehenden Produkte ihre Glücksbedürfnisse befriedigen können?

Mit großer Wahrscheinlichkeit hat Dr. Marion Pusch, Geschäftsführerin des Hannoveraner Unternehmens „Consulting und Training für Ethik, Humankompetenz und Wertemanagement in Unternehmen“, ebenfalls eine ganz eigene Anschauung des Begriffs „gewissenvolles Handeln“, wenn sie meint: „Mit Gewissen kommt man langfristig immer weiter. Kundenbindung funktioniert nur, wenn Vertrauen vorhanden ist. Vertrauen braucht aber einen Nährboden namens gewissenvollen Handelns.“¹²

Ob die Menschen einem Unternehmen, einem Staat oder einem Politiker vertrauen, hat nun aber nichts damit zu tun, ob diese tatsächlich im Sinne des Gemeinwohls handeln – es geht darum, wie überzeugend, wie *glaubwürdig*, das Unternehmen, der Staat oder Politiker eine Botschaft (ob Lüge oder Wahrheit, das macht keinen Unterschied) vermitteln kann.

Vertrauen ist nach Niklas Luhmann ein „Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität“ und wird durch eine "riskante Vorleistung" begründet. Wo die rationale Abwägung von Informationen (aufgrund unüberschaubarer Komplexität, wegen Zeitmangels zur Auswertung oder des gänzlichen Fehlens von Informationen überhaupt) nicht möglich ist, befähigt Vertrauen dennoch zu einer auf Intuition gestützten Entscheidung.¹³

Auch gewissenvolles Handeln (verstanden als tatsächlich am Gemeinwohl orientiertes) setzt voraus, dass man von rein rationalen Überlegungen absieht und sich in eher spekulative Zonen begibt, dorthin, wo das mystische Konstrukt

¹¹ Claudia Wippich.

¹² Staufenberg Karrieremagazin, Sommersemester 2007, S. 9.

¹³ Vgl. Wikipedia: Vertrauen.

des Gewissens seinen Sitz hat. Man kann sich allerdings dem unbekanntem Ort des Metaphysischen, an dem der Ursprung der Moral zu finden sein müsste, langsam annähern und in den Gefilden des „gesunden Menschenverstands“ beginnen: Ganz nahe liegend scheint zu sein, dass ich mit Anderen nur so umgehe, wie ich wünsche, dass sie mit mir umgehen.

Mit welchen Argumenten aber kann man einen Menschen von der Notwendigkeit rücksichtsvollen Handelns auch in dem Fall überzeugen, dass ihm völlig eigennütziges Verhalten keine Nachteile bringt? Für die meisten Menschen kann man zwar viele gute Argumente finden, warum ihnen solidarisches Handeln nützlicher ist, und warum ihr Engagement sich „auszahlt“. Aber rein rechnerischeres Denken nach dem Motto: wenn ich mit Anderen kooperiere, zuverlässig und ehrlich bin, werden sie mir *vertrauen* und mich ebenfalls fair behandeln, funktioniert nur so lange, wie man von niemandem enttäuscht wird, denn dann lässt sich das Prinzip „wie du mir - so ich dir“ genauso gut auf unkooperatives Verhalten anwenden.

Das Solidaritätsprinzip verliert außerdem seine Bedeutung, wenn ein Mensch die Kooperation mit Anderen nicht als notwendig erachten muss. Wer bereits reich und einflussreich ist, muss in dem Falle, dass man sich seinen Interessen entgegenstellt, keinen gemeinsamen Beschluss aushandeln, der von beiden Parteien als bestmögliche Lösung empfunden wird, sondern er kann seinen Willen oftmals ungehindert durchsetzen – wer könnte auch einen milliarden schweren Großkonzern aufhalten? Mitunter gelingt es Regierungen, die sich nicht so sehr durch die Normen der Rechtsstaatlichkeit in ihrer Handlungsfreiheit einschränken lassen, sich unliebsam gewordener mächtiger Wirtschaftsoligarchen zu entledigen, denkt man beispielsweise an die Verhaftung des russischen Ölmilliardärs Chodorkowski im Herbst 2003. Putin weiß auch, wie man Konzernen beibringt, regelmäßig die volle Steuersumme an den Staat zu zahlen. Recht hat also, wer die wirkungsvollsten Mittel zu dessen Durchsetzung besitzt.

Prinzipiell kann man für alles zahlen, für Loyalität sowieso, für Hilfe im Krankenfall, Pflege im Alter... Auch Liebe ist käuflich, wenn man bereit ist, sich zusätzlich zum finanziellen Aufwand auch noch ein bisschen charmant zu zeigen. Selbst diese Mühe kann man sich aber sparen – besonders in Japan, wo man nach shintoistischer und buddhistischer Tradition davon ausgeht, dass auch die

Dinge eine Seele haben, sind Sozialroboter sehr beliebt.¹⁴

Man kann aber davon ausgehen, dass selbst der Chef des US-amerikanischen Großkonzerns Monsanto nicht ausschließlich auf Roboter angewiesen ist, sondern Freunde und Familie besitzt – wem es nichts ausmacht, große Teile der Menschheit zu schädigen, kann durchaus ein *ganz toller Daddy* und fairer Golfpartner sein. Es gibt höchstwahrscheinlich keine sich selbst vollziehende gerechte Strafe, die Einsamkeit, Krankheit und Depression über den bringt, der Anderen Gewalt antut. So gesehen ist völlig unklar, welche rationalen Überlegungen einen sehr reichen und damit sehr mächtigen Menschen zu der Einsicht bewegen sollten, dass Rücksicht auf Andere, auf jeden einzelnen Menschen, sogar unabdingbar für das eigene Wohlergehen sei.

In „Die Brüder Karamasoff“ erklärt der Staretz, russisch-orthodoxer Beichtvater und geistlicher Erzieher junger Mönche, seinen ungläubigen Besuchern:

„[...] denn gäbe es jetzt keine Kirche Christi, so gäbe es für den Verbrecher auch gar keine Hemmungen beim Übeltun und nicht einmal eine Strafe für das verübte Verbrechen, das heißt eine wirkliche Strafe, keine mechanische, wie soeben gesagt wurde, die ja in der Mehrzahl der Fälle nur das Herz erbittert, sondern wirkliche Strafe, die einzig wirksame, die einzige, die abschreckt, und die einzige, die wieder auszusöhnen vermag, die Strafe, die in der Einsicht des eigenen Gewissens liegt. [...]

Und was würde wohl mit dem Verbrecher geschehen, o Gott! wenn auch die christliche Gesellschaft, das heißt die Kirche, ihn ebenso von sich stieße, wie ihn das bürgerliche Gesetz ausstößt und abhackt? [...] Eine größere Verzweiflung kann es ja gar nicht geben, wenigstens nicht für den russischen Verbrecher, denn die russischen Verbrecher sind ja noch gläubig. Doch übrigens, wer weiß: vielleicht würde dann etwas ganz Furchtbares geschehen, - im verzweifelten Herzen des Verbrechers würde sich dann vielleicht der Verlust des Glaubens vollziehen, und was dann?“¹⁵

Lange habe ich überlegt, was man hierauf antworten könnte. Letztendlich musste ich alle Antwortversuche, von denen ich viele verschiedene entwickelt habe,

¹⁴ Vgl. Dirk Asendorpf: Wenn der Teppich Alarm schlägt. DIE ZEIT, 28.2.2008.

¹⁵ F. M. Dostojewski. Piper 1996. S.104ff.

verwerfen. Der Schluss bleibt also jedem freigestellt.

Man kann über alles diskutieren. Aber man kann es auch lassen.